

DVD Sony ist beim Rennen um den Nachfolger der DVD gegenüber Toshiba ins Hintertreffen geraten. Seite 11

WIRTSCHAFT

SAIA-BURGESS Die Eidgenössische Bankenkommission hat Anzeige wegen Insiderhandels eingereicht. Seite 11

«Viele hätten lieber mehr Freizeit»

Der Ökonom Mathias Binswanger erklärt, welche **Tretmühlen die Menschen am Glücklichsein hindern**

Ausgerechnet ein Ökonom postuliert in seinem neuen Buch, dass mehr Geld nicht glücklicher macht. Im Gegenteil: Mathias Binswanger erklärt, warum unsere Gesellschaft das Glück bisweilen geradezu verhindert.

INTERVIEW: STEFAN SCHMID

«BUND»: Herr Binswanger, Sie schreiben, dass mehr Geld und Wohlstand nicht glücklicher machen. Ich behaupte, dass viele Schweizer sicher nicht traurig wären, wenn sie im nächsten Jahr ein paar Franken mehr in der Lohntüte hätten.

MATHIAS BINSWANGER: Man muss verschiedene Punkte unterscheiden: Zum einen ist es entscheidend, ob man von einem armen oder reichen Land spricht. Dass mehr Einkommen nicht glücklicher macht, gilt natürlich nur in reichen Ländern, in denen die grundlegenden Bedürfnisse gedeckt sind. Zum andern gilt es zu unterscheiden, ob das Glück von einzelnen Personen oder das Glück der ganzen Gesellschaft gemeint ist.

Wenn jeder Einzelne glücklicher wird, ist dann nicht auch die Gesellschaft als Ganzes glücklicher?

Es wird eben nicht jeder Einzelne glücklicher. Im Einzelfall wird man in der Schweiz zwar feststellen, dass die Reichen glücklicher

«Der Mensch will mehr haben als der andere; was aber nicht für alle funktioniert.»

sind als die Armen. Wird aber das Glück der ganzen Bevölkerung im Laufe der Zeit betrachtet, so gilt: Obwohl die Schweiz insgesamt immer reicher geworden ist, sind die Menschen heute im Durchschnitt nicht glücklicher als früher.

Warum ist das so?

Das hat damit zu tun, dass der Mensch meistens relativ denkt und nicht absolut. Das heisst, er will mehr haben als der andere, was aber nicht für alle funktioniert. Schliesslich können nicht alle mehr haben als alle anderen – insgesamt ist dies ein Nullsummenspiel. Es ist wie bei einem Fussballspiel auf den Sitzplatz-Zuschauererängen: Steht einer auf, weil er das Geschehen auf dem Platz nicht gut verfolgen kann, so wird er kurzfristig einen besseren Blick haben als alle anderen. Aber nicht lange: Entweder wird er gezwungen, sich wieder zu setzen, oder alle anderen stehen auch auf. Am Schluss ist der Vorteil des Aufstehens verschwunden. Ähnlich ist es beim Einkommen. Wenn alle auf einem höheren Niveau sind, sind wieder die unzufriedenen, die relativ ärmer sind.

Unsere Wirtschaft lebt davon, dass der Einzelne seine wirtschaftliche Situation ständig verbessern will.

Die Wirtschaft fördert dies sogar – etwa durch die Werbung oder die Medien. Schliesslich sind in einem Land mit einem hohen Wohlstandsniveau die absoluten Bedürfnisse wie Nahrung und Wohnung gedeckt. Unersättlich sind aber die relativen Bedürfnisse, also dass man einen höheren Status erreicht als andere. Alle Produkte, die diesem Zweck dienen, können immer wieder von Neuem verkauft werden. Der Markt für Autos wäre zum Beispiel viel kleiner, wenn von

den Konzernen nicht ständig neue Modelle als Statussymbole entwickelt würden – mit denen sich die Käufer von den anderen abheben können.

Was ist denn schlecht daran, ein moderneres Auto zu kaufen?

Das Schlechte daran ist, dass wir dadurch insgesamt nicht glücklicher, sondern gestresster werden. Viele Menschen hätten eigentlich

«Die Wirtschaftslehre hat nie behauptet, dass es das Ziel ist, möglichst viel Geld zu verdienen.»

lieber mehr Freizeit, um Dinge zu tun, die ihnen wirklich Freude machen – das geht aber wegen dieser von der Wirtschaft auch stets geförderten Tretmühlen nicht. Es ist schwierig, ihnen zu entkommen.

Können Sie die Funktionsweise dieser Tretmühlen erklären?

Man kann vier Tretmühlen unterscheiden: Die erste ist die bereits angesprochene Status-Tretmühle: Der Mensch will sich mit dem Besitz von Gütern von seinen Mitmenschen abheben. Er hat das Gefühl, dass er mit dem Besitz von Statusgütern glücklicher wird. Doch dieses Glück währt meist nicht lange. Solche Statusgüter werden erstens dadurch entwertet, dass sich diese mit steigendem Wohlstand immer mehr Menschen leisten können, und zweitens durch stets wieder neu auf den Markt kommende neue Statusgüter. Man muss sich also ständig abrackern, um nur den Status quo halten zu können, und so steigt das Glück nicht an. Die zweite Tretmühle ist die Anspruchs-Tretmühle, die sich aus der Differenz zwischen den eigenen Ansprüchen und dem tatsächlichen Besitz ergibt.

Ein Beispiel, bitte.

Jemand kauft ein neues, schönes Haus, dann ist er zuerst sicher glücklich. Man gewöhnt sich aber relativ schnell daran und nach kurzer Zeit empfindet man den Zustand als normal. Dann muss wieder etwas anderes kommen, etwas, das die eigenen Ansprüche wieder übersteigt. Untersucht wurde dieser Effekt zum Beispiel bei Lottogewinnern. Resultat: Ein Jahr nach dem Lottogewinn waren sie – wegen der gestiegenen Ansprüche – ungefähr gleich glücklich respektive unglücklich wie vor dem grossen Gewinn.

Welches ist die dritte Tretmühle?

Die Multioptions-Tretmühle. Hier hat man das Gefühl, dass man durch die grössere Auswahl an Produkten und Dienstleistungen glücklicher wird. Ein typisches Beispiel hierfür ist das Fernsehen, bei dem man ursprünglich ja nur einen Sender hatte. Mit der Zeit wuchs aber die Auswahl an Programmen, und heute sind wir so weit, dass wir ob der Flut an Sendern kaum mehr eine vernünftige Auswahl treffen können. Würde man sich über alle Sendungen informieren, müsste man einen Grossteil der Freizeit dafür opfern. Also ignoriert man entweder einen Grossteil der Sendungen oder man zapft wahllos herum. Auch hier zeigen Forschungen, dass die Leute zufriedener sind, wenn sie weniger Auswahlmöglichkeiten haben. Andernfalls wird die Wahl zur Qual.

Und die letzte Tretmühle?

Das ist das Gefühl, man könne mit innovativen Produkten stän-



Mathias Binswanger: «Es geht darum, dass man das macht, was für einen am besten ist.» N. PITARO

dig Zeit sparen – und so unattraktive Tätigkeiten im Leben reduzieren. Ein typisches Beispiel ist der Transport: Wir kommen heute zwar immer zeitsparender von A nach B; aber gleichzeitig reisen wir immer weiter und immer mehr. So ist auch die Distanz zwischen Arbeits- und Wohnort im Lauf der Jahre stetig grösser geworden, je schneller die Transportmittel wurden. Man schafft es also gar nicht, diese Zeit zu sparen. Dasselbe gilt für E-Mails: Diese sind zwar auf den ersten Blick im Vergleich zu Briefen zeitsparend, aber man schreibt heutzutage einfach mehr Mails. Fazit aller vier Tretmühlen: Trotz steigendem Wohlstand werden die Menschen nicht glücklicher; sie werden allerdings auch nicht unglücklicher – die Zunahme des Wohlstands hat ab einem gewissen Niveau schlicht keinen Einfluss mehr aufs Glück.

WIE VIEL KOSTET DAS GLÜCK?

Der 43-jährige Mathias Binswanger ist Professor für Volkswirtschaftslehre an der **Fachhochschule Nordwestschweiz** in Olten und Privatdozent an der **Universität St. Gallen**. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Makroökonomie, Finanzmarkttheorie, Umweltökonomie sowie in der **Erforschung des Zusammenhangs zwischen Glück und Einkommen.** (sid)

Wenn man Ihnen zuhört, bekommt man den Eindruck, dass in der modernen Wirtschaft einiges schief läuft.

Die Wirtschaftslehre hat nie behauptet, dass es das Ziel ist, möglichst viel Geld zu verdienen. Es geht vielmehr um die so genannte Nutzenmaximierung – also dass

«Beschränkung der Spitzensaläre statt mehr staatliche Umverteilung.»

man das macht, was für einen am besten ist. Dieser Nutzen kann aber nicht quantifiziert und verglichen werden, weshalb Wirtschaft und Politik mit dem blutleeren Nutzenbegriff nie viel anfangen konnten. Daher hat man ihn einfach durch Wachstum ersetzt – und stillschweigend angenommen, dass die Menschen mit immer

mehr Gütern und Dienstleistungen auch einen immer höheren Nutzen erreichen. So ist in der Wirtschaft heute auch nie vom Glück der Menschen, sondern immer von Wachstum die Rede. Ein hohes Einkommen ist aber nur die erste Stufe zu Glück und Zufriedenheit. Die zweite Stufe besteht darin, dieses Einkommen in mehr Glück oder Zufriedenheit umzusetzen – also braucht es unter dem Strich einen optimalen Mix von Geld und Zeit. Das heisst, Menschen, die nur aufs Geld schauen und möglichst viel verdienen wollen, verhalten sich im Prinzip unökonomisch und verschwenden oftmals eine andere wertvolle Ressource: die Zeit.

Was sind Ihre Lösungsansätze?

Für mich gibt es verschiedene Ansätze. Einer davon lautet: «Beschränkung der Spitzensaläre statt mehr staatliche Umverteilung.»

Es geht dabei um die Eindämmung von besonders schädlichem Statuswettbewerb. In einem liberalen Staat kann man den Statuswettbewerb natürlich nicht grundsätzlich verbieten. Der Staat kann aber auf das Einkommen der einzelnen Menschen Einfluss nehmen und darauf achten, dass die Einkommensungleichheit nicht allzu gross wird. Das macht man natürlich bereits über die progressive Einkommensbesteuerung. Allerdings kann man auch hier nicht zu weit gehen. Es gibt nämlich zwei unterschiedliche Gesichtspunkte: Zum einen haben es die Menschen nicht gern, wenn die Einkommensunterschiede zu gross werden: Sie sind also nicht gerne kleine Frösche in einem grossen Teich. Zum andern schätzen sie es aber auch nicht, wenn man ihnen die Möglichkeit nimmt, selber grosse Frösche zu werden. Das Ganze ist eine Gratwanderung.

Wie problematisch sind die millionenschweren Managerlöhne?

Wenn es offensichtlich ungerne gerechtfertigt ist, dass einzelne Manager ein Vielfaches mehr verdienen als normale Arbeiter, dann kommt Neid auf und dies strahlt auf die ganze Gesellschaft aus. Darum müssen solche Exzesse via Corporate Governance der Unternehmen unterbunden werden. Das meine ich mit «Beschränkung der Spitzensaläre».

Sie schreiben, dass man nicht immer nach dem Besten suchen soll.

Das hängt wieder mit der Multioptionsgesellschaft zusammen. Es ist heute völlig unmöglich, dass man sein Leben in sämtlichen Bereichen optimiert. Das heisst, wenn man sich zum Beispiel darum kümmert, dass man sein Geld optimal bei der Bank anlegt und bei der optimalen Krankenkasse versichert ist, dann bleibt kaum noch Zeit, sich auch noch um das ideale Telefonabonnement zu kümmern. Zwangsläufig bezahlt man die optimalen Entscheide in den einen Gebieten mit suboptimalen Entscheiden in anderen Gebieten. Unsinnig ist es aber zum Beispiel, wenn eine Frau das Gemüse immer beim billigsten Detailhändler kauft, gleichzeitig aber über Jahre eine unglückliche Ehe aussitzt. Man sollte also die Entscheidungen angehen, die tatsächlich zum Glück beitragen. Bei vielen Entscheidungen lohnt es sich nämlich gar nicht zu optimieren: Es ist ja nicht so wichtig, immer den günstigsten Telefonanbieter oder die optimale Krankenkasse zu haben, weil sonst die Entscheide vernachlässigt werden, die wirklich wichtig wären.

[i] MATHIAS BINSWANGER: «Die Tretmühlen des Glücks – Wir haben immer mehr und werden nicht glücklicher. Was können wir tun?». Herder-Spektrum-Verlag. 224 Seiten. Fr. 18.10. ISBN 3-451-05809-X.

«Diskussion abschliessen»

Der neue Arbeitgeberdirektor, Thomas Daum, verdient nicht mehr als auf seinem alten Posten als Direktor des Industrieverbandes der Swissmem. Generell möchte er das Thema Managerlöhne ad acta legen. «Ich rate, diese Diskussion abzuschliessen», sagte Daum in einem Interview mit der «Basler Zeitung». Die Debatte um

Abzocker-Löhne sei «nicht mehr spannend, es wurde alles gesagt».

Es ändere sich ja nichts: «Nur die Unternehmen selber und allenfalls die Betroffenen können Massnahmen treffen», sagte Daum, der vor hundert Tagen die Nachfolge von Peter Hasler als Direktor des Schweizerischen Arbeitgeberverbandes angetreten

hat. Sein eigener Lohn habe sich mit dem Wechsel nicht erhöht, hielt Daum fest. Er verdiene genug, um gut zu leben, beziehe aber keinen dieser riesigen Managerlöhne: «Das wäre auch nicht richtig. Meine Verantwortung ist nicht vergleichbar mit jenen, die solch hohe Löhne erhalten», sagte er. (sda)